

Guillaume Apollinaire: „Briefe an Lou“

Dein Herz ist meine Kaserne

Von Nico Bleutge

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 14.04.2024

Der französische Schriftsteller Guillaume Apollinaire war Zeit seines Lebens ein großer Briefeschreiber. In seinen „Briefen an Lou“ beschwört er die Liebe zwischen Hingabe und Unterwerfung. Zugleich zieht er als Soldat an die Front und beschreibt seine Wahrnehmung des Ersten Weltkriegs, voller „seltsamer Zeichen“

Am 7. März 1915 isst Guillaume Apollinaire in einem Restaurant in Nîmes zu Mittag. Seit knapp drei Monaten ist er in der kleinen Universitätsstadt als Soldat stationiert, wartet auf den Abmarsch an die Front, das Restaurant besucht er fast täglich. Umso erstaunter ist er, als plötzlich am Nebentisch ein Gefreiter aufsteht. Der Mann wendet sich ihm zu – und trägt eine Strophe aus einem von Apollinaires Gedichten vor. Apollinaire erkennt ihn zunächst nicht, doch der Gefreite entpuppt sich als der Dichterkollege Léo Languier, und die Überraschung kippt in pures Vergnügen:

„Wir trennten uns erst am Abend vor der Rückkehr ins Quartier. An diesem und den folgenden Tagen sprachen wir nicht vom Krieg – Soldaten sprechen nie davon –, sondern von der Pflanzenwelt in Nîmes (...). Manchmal erfreute uns der liebenswürdige Bertin, der Generalsekretär der Präfektur, mit seinem heiteren Plaudern und seiner geistreichen Bildung. Léo Languiers mächtige Stimme dominierte das Gespräch und ich höre noch unsere Lachsalven.“

Mein lieber kleiner Luchs

Die fast idyllische Szenerie, die Apollinaire hier Anfang 1918 für sein Buch „Flaneur in Paris“ aus dem Rückblick von drei Jahren skizziert, wirkt so ganz anders als seine damalige Wahrnehmung der Situation. Seine Briefe und Gedichte jener Zeit machen eine große Nervosität spürbar. Vom Krieg spricht er fast dauernd. Die Versetzung an die Front steht unmittelbar bevor, nur wird der Termin immer wieder verschoben. Vor allem aber steuert die noch frische Beziehung zu seiner Geliebten auf eine Krise zu. Nur einen Tag vor dem erwähnten Restaurantbesuch schreibt Apollinaire in einem langen Brief:

„Meine Freundin, heute Deinen Brief vom 27. Februar bekommen – Ich sage es Dir noch einmal, es steht Dir frei zu handeln, wie Du willst, ohne dass ich Dir im Geringsten böse wäre. Ich bin einfach nur traurig. (...) Ich nehme an, dass ich Dich vor dem Abmarsch nicht mehr sehen werde. Du müsstest eigentlich hier sein (...). Deine seltenen Briefe (...) sprachen vom

Guillaume Apollinaire

Briefe an Lou

Aus dem Französischen von
Françoise Sorel

Suhrkamp Verlag, Berlin

521 Seiten

35,00 Euro

1. März, dann vom 10., dann vom 16. (Brief von gestern). Das heißt womöglich PUSTEKUCHEN!“

Die hier in bewusst distanzierendem Ton als „Freundin“ angesprochen wird, ist Louise de Coligny-Châtillon, genannt Lou. Tochter aus gutem Hause, befindet sie sich 1914 gleichwohl in einer schwierigen finanziellen Situation. Geboren wurde Lou 1881 in Vesoul, einer kleinen Stadt nordöstlich von Dijon. Vor allem wegen ihrer strengen Mutter durchlief sie eine harte Schulzeit in verschiedenen religiösen Lehranstalten. Mit Mitte 20 heiratete sie einen Baron und begann später als eine der ersten Frauen in Frankreich eine Ausbildung zur Pilotin an der Flugschule in Pau. Doch die Ehe zerbrach ebenso wie der Traum vom Fliegen. Fast zur selben Zeit starb der Vater, und es entzündete sich ein harter Rechtsstreit mit ihrer Mutter um das väterliche Erbe, der sie so gut wie mittellos machte.

Eine der ersten Pilotinnen

Als Apollinaire Lou im September 1914 in Nizza kennenlernt, arbeitet sie als Hilfskrankenschwester in einem zum Lazarett umgebauten Luxushotel. Apollinaire ist aus Paris angereist, um einen Freund zu besuchen. Während Lou anfangs nur Freundschaft will, ist er sofort begeistert, um nicht zu sagen: besessen von ihr. Wie so oft in seinen Liebesverhältnissen beginnt er die tatsächlichen Begegnungen in Briefen zu besingen und zu erweitern. Seinen ersten Brief verfasst er am Tag nach ihrer Bekanntschaft, am 28. September 1914, um von da an täglich zu schreiben, oft mehrere Briefe an einem Tag und bei nahezu jeder Gelegenheit, sogar in der Kantine hat er Papier zur Hand. Seine Schwärmerei bezeugen nicht nur Anrufungen der Geliebten als antike Göttin oder als „neue Melusine“, nicht nur die verschiedenen Briefanreden, die von „Mein geliebter Schatz“ über „Meine geliebte Lou“ bis zu „Lieber kleiner Luchs“ reichen, sondern vor allem hemmungslose Liebesgeständnisse:

„Könnte ich die Stimme doch nochmal vernehmen, deren Zauber so wunderbare Wahnbilder hervorruft!

Es sind kaum vierundzwanzig Stunden vergangen seit diesem Erlebnis, und schon treibt mich die Liebe abwechselnd so weit in die Tiefe und in die Höhe, dass ich mich frage, ob ich je schon geliebt hätte.

Und ich liebe Sie mit solch köstlich reiner Aufregung, dass jedes Mal, wenn ich mir Ihr Lächeln, Ihre Stimme, Ihren zarten und spöttischen Blick vorstelle, mir scheint, dass Ihre meinem Hirn verbundene, liebe Erscheinung, sollte ich Sie selbst auch nie mehr wiedersehen, mich von nun an unablässig begleiten wird.“

Der Schatten des Krieges

Doch Apollinaire wird Lou wiedersehen. Und immer wieder wird seine Wahrnehmung der Geliebten von „wunderbaren Wahnbildern“ durchsetzt sein, was nicht nur dem gemeinsamen Opiumrauchen geschuldet ist. Schnell entfacht sich eine rauschhafte Liaison, die anfangs von einer großen sexuellen Anziehung lebt, wie immer bei Apollinaire mit einer klar sadistischen Tendenz. Probleme bereitet den beiden dabei nicht nur der militärische Alltag, der für Apollinaire wenig Ausgang zulässt, sondern zudem die Entfernung zwischen Nizza und Nîmes, eine Strecke, für die selbst Schnellzüge fast zehn Stunden brauchen. So werden die

Treffen auch zu einer logistischen Herausforderung, die brieflich genau besprochen werden muss:

„Nächsten Sonntag [bekomme ich] 24 St. (...). Ich bemühe mich, zur gleichen Uhrzeit abzufahren, um zur gleichen Zeit einzutreffen; und für alle Fälle, sollte ich nicht in diesem Zug sein, machen wir das wie beim letzten Mal; erkundige Dich nach den möglichen Verbindungen und sei dann da, bestelle das Zimmer und telegraphiere mir gleich nach Erhalt dieses Briefes“.

Zugleich schweben zwei Schatten ganz unterschiedlicher Herkunft über der Beziehung. Der kleinere, gleichsam private Schatten: Apollinaire ist nicht der einzige feste Geliebte in Lous Leben. Schon seit längerer Zeit lebt sie in einer Beziehung mit Gustave Toutaint, der seit dem Herbst 1914 als Feldwebel an der Front in Lothringen ist. Dieser in den Briefen nur „Toutou“ genannte Mann ist der übermächtige Konkurrent. Er steht bei Lou an erster Stelle, und obwohl Apollinaire immerzu vorgibt, damit keinerlei Schwierigkeiten zu haben, ja, Toutou ebenfalls zu lieben, bohren Eifersucht und Misstrauen von Brief zu Brief stärker.

Wunderbare Wahnbilder

Der ungemein größere, universale Schatten ist der Krieg. Wie so viele Künstler seiner Generation hat sich Apollinaire freiwillig gemeldet. Er wird allerdings erst im zweiten Anlauf eingezogen. Als unehelicher Sohn einer polnischen Mutter und eines italienischen Vaters in Rom geboren, hat er einen russischen Pass und muss im Dezember 1914 zunächst einmal den Antrag auf Einbürgerung stellen. Sein erster Tag beim Militär ist der 6. Dezember 1914. Apollinaires Kriegsbegeisterung ist so groß, dass er die monotone Ausbildung kaum aushält und sich „Mehr Überraschendes! Mehr Abenteuer“ wünscht. Verse wie „Dein Herz ist meine Kaserne“, die er in beigelegte Gedichte einstreut, zeugen davon, wie eng sich dabei für ihn Krieg und phantasmagorisch aufgeladene Liebe verbinden. Dies könnte einer der Gründe dafür sein, warum er die Herrschafts- und Bestrafungsspiele nach und nach aus der erotischen Sphäre löst und auf das Leben überträgt. Als Lou merkt, was Apollinaire mit Formulierungen wie „Du bist mein Ding, meine kleine Sklavin“ tatsächlich verbindet und wie stark er mit seinen weit ausgreifenden Sätzen ihren ganzen Alltag zu kontrollieren versucht, verliert sie deutlich an Interesse und zieht sich zurück. Apollinaire ahnt, dass sie die Beziehung nicht mehr möchte. Seine „Titanic“, wie er den entscheidenden Brief nennt, schreibt er schon, bevor Lou bei einem letzten Treffen in Marseille Ende März 1915 endgültig mit ihm bricht und die Liebesbeziehung zurück in Freundschaft verwandelt:

„Ich verlange auf keinen Fall, dass Du zu mir kommst (Opfer bereits gebracht), nein, komm nicht hierher, es ist absolut nicht nötig, da Du mich nicht liebst und ich Dich bald auch nicht mehr lieben werde (...). Du hast mich während dieser 2 Monate vernichtet (...). Ich verstehe all Deine Gefühle und respektiere sie, aber begreife Deinerseits endlich, wie sehr ich gelitten habe.“

Dein Herz ist meine Kaserne

In Frankreich sind die „Lettres à Lou“ ein moderner Klassiker. Seit 1969 gibt es eine Standardausgabe, die 2010 komplett überarbeitet wurde. Sie umfasst alle 222 erhalten gebliebenen Briefe Apollinaires und ein ausführliches Vorwort des Romanisten Michel Décaudin. Die jetzt erschienene deutsche Ausgabe entspricht von den Briefen her dieser Originaledition,

lediglich eine kleine Einlage mit Fotos von Lou, Zeichnungen von Apollinaire und dem Faksimile eines Briefes ist nicht enthalten. Was tatsächlich fehlt, ist das Vorwort. Zwar gibt es einen kundigen Anmerkungsapparat, aber Hinweise zu den Umständen der Beziehung, zur Einordnung in Apollinaires künstlerische Entwicklung oder zu Lous Vita sucht man meist vergeblich. So muss man sich diese Details beim Lesen erst einmal erarbeiten. Zudem lassen sich Lous Antworten aus den Zeilen Apollinaires nicht immer sofort erschließen, so dass es nicht schaden kann, ab und an einen Blick in die französische Auswahl von Lous Briefen zu werfen, die 2018 erschienen ist und immerhin 45 Schreiben enthält.

Die Übersetzung von Apollinaires Briefen verdankt sich einem Wettbewerb zur Übertragung von Liebesbriefen, den der Deutsche Übersetzerfonds, die Frankfurter Allgemeine Zeitung und das Institut Français 2021 ausgerufen haben. Die Gewinnerin Françoise Sorel ist Germanistin und arbeitet als Lehrerin und Literaturwissenschaftlerin in Bordeaux. Ihre Ergebnisse sind umso höher einzuschätzen, als sie französische Muttersprachlerin ist, deren nuanzenreiches Deutsch sich vor allem der Beschäftigung mit deutschsprachiger Literatur verdankt. Sie kennt sich in umgangssprachlichen Feinheiten genauso aus wie im sehr eigenwilligen Kosmos militärischer Fachbegriffe.

In Frankreich sind die Briefe ein Klassiker

Apollinaires Briefe sind stilistisch durchaus konventioneller als die Gedichte und Prosatexte seiner frühen Zeit. Keine Auflösung der Syntax, keine Suche nach einer „neuen Repräsentation der Welt“, das gilt auch für die meisten Verse, die er für Lou schreibt. In ihren Übersetzungen formt Françoise Sorel diesen Briefstil gekonnt nach, das Spiel mit Wiederholungen und Variationen, aber auch die Neigung, den Rhythmus mal zu beschleunigen, mal abrupt abzubremsen und ganz kurze Sätze aneinanderzureihen:

„Im Wald baut man eine neue Hütte. Der Himmel wird heller. Der Wind hat sich gelegt. Mein Herz ist ruhig.“

Und sie kann wie Apollinaire schnell das Register wechseln, vom sprachlichen Anschmachten zu wütenden Suaden oder sachlich gehaltenen Passagen übergehen. Dazu gehört auch Apollinaires eigentümliche Schnitttechnik, etwa wenn er die ausführliche Beschreibung sexueller Praktiken in den Satz münden lässt

“Ich sage meiner Mutter wegen der Orangen Bescheid“

Einzig bei der Übertragung der zahlreichen Gedichte und Kalligramme, die Apollinaire für Lou verfasst und von denen er nicht wenige später zu eigenen Lyrikbänden bündelt, hätte man sich zuweilen mehr sprachliches Feingefühl gewünscht. Hier gibt es einige Schnitzer in den Bildern – und ungelenke Umstellungen im Satzbau mit dem einzigen Zweck, einem Reim zu genügen:

„Und ich kann vor Dir knien wie vor einem Altar

(...) Die Liebe zwischen uns wird bleiben rein und klar.“

Rein und klar wird für die Liebenden nach dem Bruch in Marseille nicht mehr viel bleiben. Lou hat ihren Geliebten Toutou an der Front in Lothringen besucht und fährt nach Paris,

Apollinaire wird Anfang April 1915 als einfacher Kanonier 2. Klasse selbst an die Front geschickt und zunächst in Mourmelon-le-Grand stationiert, südöstlich von Reims. Der Briefwechsel geht noch fast zehn Monate weiter. Apollinaires Vorwürfe und Fragen nehmen zu. Mit der neuen Rolle als bloßer Freund kommt er nicht zurecht, zweifelt unentwegt, ob Lou ihm die Wahrheit schreibt, ob sie ihn überhaupt geliebt hat. Das alles wird naturgemäß in den Briefen auch inszeniert, die Pose spielt bei Apollinaire eine große Rolle, und die Wiederholung der immer gleichen Sprachgesten macht die Lektüre nicht nur zu einem Vergnügen.

Gegenbewegung zur Kriegsberichterstattung

Allerdings erzählen Apollinaires Zeilen auch viel von seiner Wahrnehmung des Krieges – die Abschnitte, in denen er über seine Erlebnisse an der Front berichtet, gehören zu den stärksten des Bandes. Der Erste Weltkrieg, Karl Kraus hat schon früh in seinen „Letzten Tagen der Menschheit“ darauf hingewiesen, war auch der erste medial vermittelte Krieg, in dem die Journalisten mit „breeches und Feldstecher“, mit Notizbuch und Kamera bewaffnet von der Front berichteten, durchaus immer aus sicherem Abstand. Apollinaire sieht sein eigenes Schreiben hier auch als Gegenbewegung zu den pathosgeladenen Artikeln der Kriegsberichterstattung:

„Man muss es gesehen haben, um überhaupt eine Vorstellung zu haben. (...) Ich schreibe es Dir (...), um es nach dem Krieg wieder lesen zu können und um dies alles, was keine Zeitung geschildert hat, im Gedächtnis zu behalten.“

Dass er endlich ins Feld zieht, erfüllt ihn anfangs mit Hochgefühl. Der Marsch ist ihm „fast eine Vergnügungsreise“, wie er einmal schreibt, und er feiert das „großartige Leben“ an der Front. Immer wieder finden sich Stellen, die den Krieg ästhetisieren:

„Es ist fantastisch, mit dem funkelnden Licht der Granaten, die miauen und einschlagen, als ob ein großer König Deiner Schönheit zu Ehren ein Feuerwerk abbrennen würde.“

Doch nach und nach ändern sich die Diktion der Briefe und die Einschätzung des Krieges. Apollinaire erwähnt seine Angst bei Fliegerangriffen, er sieht verstümmelte Soldaten und verspürt oft eine „immense Mattigkeit“. Den zermürbenden Stellungskrieg zwischen Franzosen und Deutschen erlebt er genauso wie die Kargheit der Landschaft.

Ein Kopf aus Gips

Die Stimmung wechselt vollends, als seine Einheit in einen anderen Frontabschnitt rund 30 km weiter östlich verlegt wird, in dem es laut Apollinaire nichts als Löcher in der Erde gibt, nicht einmal Bäume, und sein Unterstand einem Grab gleicht. Er hört die deutsche Schwerartillerie, während er seine Papierbögen „auf einer Platte Asbestzement“ deponiert. Die Kriegssituation ist ihm nun bisweilen eine „Pest“. Ungeschönte Beschreibungen von Granateinschlägen, zerstörten Laufgräben oder Friedhöfen voller Kriegsgräber münden in Formulierungen wie „unaufhörliches Gemetzel“. Selbst in den Gedichten findet man nun einen anderen Ton und eine andere Bildlichkeit – und jene „elegische Einsamkeit“, von der einmal die Rede ist, wird spürbar:

„Keine Blumen mehr, sondern seltsame Zeichen

Gestikulieren in den blauen Nächten

Möge sich, mein schöner kleiner Lou, mein ganzes Wesen,
den tiefsten Juliwolken gleich, in höchster Anbetung vor
Deinem Andenken verneigen

Es ist da wie ein Kopf aus Gips, rettungslos weiß neben
einem Ring aus Gold“

Es ist eine Kunst für sich, wie Apollinaire im Bild des gipsernen Kopfes die zunehmende Gefühllosigkeit und Stumpfsinnigkeit anklingen lässt. Zugleich schleust er in dieser Formulierung sein abgekühltes Verhältnis zu Lou in das Gedicht ein. Trotz der Distanzierung waren ihm die Briefe lange Zeit der „einzige Trost“ im Krieg. Doch seine Fühler hat er schon seit einer Weile in eine andere Richtung ausgestreckt. Ohne Lou davon zu erzählen, schreibt er sich seit dem April 1915 Briefe mit der jungen Madeleine Pagès, die er Anfang desselben Jahres auf einer seiner Zugfahrten zwischen Nizza und Nîmes kennengelernt hat. Er wird sich mit ihr verloben und sie bei ihrer Familie in Algerien besuchen, um das Verlöbnis Ende 1916 wieder zu lösen.

Der „Kopf aus Gips“ lässt sich aber auch als fast prophetische Vorwegnahme jener berühmten Fotos von Apollinaire lesen, auf denen er nach seiner schweren Verwundung durch einen Granatsplitter im März 1916 mit einem Kopfverband zu sehen ist. Und er erinnert an den Schädel eines Toten. Apollinaire stirbt am 9. November 1918 – nicht an den Folgen seiner Verletzung, sondern an der Spanischen Grippe. Seine Briefe an Lou zeigen einen manisch Liebenden, einen Dichter im Feld, aber auch einen großen Einsamen, der nichts als Leere in sich spürt. Und der es trotzdem schafft, mitten im Krieg auf seiner Waldlichtung zu sitzen und sich als „kosmische Parzelle“ zu imaginieren, die im Äther schwimmt:

„Mir scheint, ich bin allein auf der Welt an einem Ort, der wie ein magisches Fahrzeug ist, auf dem ich durch das Universum ziehe.“